



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ohlert, K.: Der Zweikamp bei Goethe : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

namentlich von den Überresten des tapfern Stammes der Kasareh, der sich am Ausgang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gegen die Tyrannei des Emirs empörte und erst nach drei und einem halben Jahr (1893), zum größten Teile hingeschlachtet, zur Ruhe gebracht wurde. Dieser Hinweis auf die Kurzsichtigkeit der Politik Abd-ur-Rahmân Khans und seine gefährliche Prahlucht sei mit der Bemerkung geschlossen, daß sein Nachfolger, Habib Allah, ein Sohn Abd-ur-Rahmân Khans aus erster Ehe, weitaus befähigter zu sein scheint als sein Vater, Afghanistan zu einem geordneten, nach den Grundsätzen wahrer Gerechtigkeit geleiteten Staatswesen zu machen und seine Bewohner mit den Segnungen europäischer Kultur zu beschenken. Er ist, um diesen eingebürgerten Ausdruck zu gebrauchen, entschieden reformfreundlich.

(Fortsetzung folgt)



## Der Zweikampf bei Goethe

(Schluß)



n dem politischen Drama „Die Aufgeregten“ braust der Chirurgus Breme von Bremenfeld auf, als seine Tochter Karoline von der zudringlichen Werbung des Barons erzählt. Die Tochter dürfe ihm nichts weiter sagen, er sei hitzigen Temperaments, ein alter Soldat; er würde sich nicht fassen können und einen tollen Streich machen. Aber der alte Herr läßt es bei der Drohung, er tröstet sich mit der sozialen Umwälzung, die er plant, in kurzem werde alles anders sein, die Hunde würden von der Kette losgelassen und den Füchsen den Weg zum Taubenschlag verrennen.

Im ersten Teil des „Faust“ kämpft Valentin mit Faust, um seine Schwester Gretchen an ihm zu rächen. Er fällt nach kurzem Kampfe, weil Mephisto Fausts Klinge führt. Im vierten Akte des zweiten Teils fühlt sich der Kaiser mächtig getrieben, mit dem Empörer, der sich Gegenkaiser nennt, in eigner Person zu kämpfen und ihn mit eigener Hand ins Totenreich zu stoßen. Faust aber weist darauf hin, daß der Kaiser nicht wohl daran tue, das Haupt zu verpfänden, das alle schützen soll.

In den Theaterstücken jener Zeit, die auf die Bühne kamen und meist bald wieder verschwanden, spielte der Zweikampf allgemein eine gewisse Rolle. In seinen Rezensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen der Jahre 1772 und 1773 gibt Goethe unter der Überschrift „Neue Schauspiele, aufgeführt in den Kaiserlich Königlich Theatern zu Wien“ den gedrängten Inhalt des Schauspiels „Hanneken“ und sagt zum Schluß, man schießt, sticht, heult, zankt, fällt in Ohnmacht und auf die Knie, spricht Sentenzen, versöhnt sich, und wie am Schluß versichert wird, alle bezeugen ihre Freude, daß der Vorhang fällt. In denselben Rezensionen sagt der Dichter unter der Überschrift „Lustspiele ohne Heiraten, von dem Verfasser der empfindsamen Reise durch Deutschland“ von

dem zweiten Lustspiele „Das Duell,“ die Herren Kaufbolde fänden in drei Aufzügen alle Regeln der Schlägerei in einem treuen Auszuge.

In Wilhelm Meisters Lehrjahren (II, 14) speist Philine mit ihrem neuesten Liebhaber, dem Stallmeister des Grafen, zu Abend allein und befiehlt Friedrich, ihnen bei Tische aufzuwarten. Der Knabe ist in seiner rasenden Liebe für Philine über diese Zumutung unwirsch und wirft eine Schüssel mit Ragout, anstatt sie auf den Tisch zu stellen, zwischen das Pärchen, worauf ihm der Stallmeister ein paar tüchtige Ohrfeigen gibt und ihn zur Tür hinauswirft. Anfangs lacht Friedrich über seine gelungne Rache, dann aber packt ihn der Zorn über den Schimpf, den ihm der Stärkere angetan hat, er fordert ihn zum Zweikampfe heraus. Der Stallmeister weigert sich nicht, schlägt aber statt anderer Waffen ein paar Rapiere vor, weil die Ungleichheit der Jahre und der Kräfte die Sache etwas abenteuerlich mache. Sie bestreichen die Knöpfe der Rapiere mit Kreide, wer dem andern den ersten oder die meisten Stöße auf den Rock zeichnet, soll für den Überwinder gehalten werden und von dem Partner mit dem besten Weine, der in der Stadt zu haben ist, bewirtet werden. So verläuft der Handel ungefährlich und endigt mit einem fröhlichen Gelage. Wilhelm selbst wird von starker Eifersucht gegen den Stallmeister gequält, auch er würde gern seine wilde Laune befriedigt und den Nebenbuhler herausgefordert haben, wenn ihn der Anstand nicht zurückgehalten hätte. Als dann die Versöhnung zwischen Friedrich und dem Stallmeister erfolgt ist, kann er sich nicht verhehlen, daß er selbst das Rapier, lieber noch einen Degen gegen den Stallmeister führen möchte, obwohl er einsieht, daß ihm dieser in der Fechtkunst weit überlegen ist. So entschließt er sich, jede Äußerung, die seine Empfindung hätte verraten können, zurückzuhalten und auf sein Zimmer zu eilen, wo tausend unangenehme Gedanken auf ihn einströmen. Philine erzählt später (IV, 4) eine Episode aus dem Leben des Laertes. Er war achtzehn Jahre alt, als er bei einer Theatergesellschaft ein schönes Mädchen fand, die eben mit ihrem Vater zu einer andern Truppe zu gehn willens war. Er verliebt sich ohne Umstände, bittet den Vater zu bleiben und verspricht das Mädchen zu heiraten. Nach einigen angenehmen Stunden des Brautstandes wird er getraut. Als er am andern Morgen aus übergroßer Zärtlichkeit allzu früh aus der Probe nach Hause eilt, findet er einen ältern Liebhaber an seiner Stelle, schlägt in unsinniger Leidenschaft daren, fordert Liebhaber und Vater heraus und kommt mit einer leidlichen Wunde davon. Philine fügt hinzu, besonders tue es ihr leid, daß der arme Narr jetzt die Weiber hasse, denn wer die Weiber hasse, wie könne der leben.

Einen merkwürdigen Einblick in die Sitten jener Zeit gewähren die Bekenntnisse einer schönen Seele in Wilhelm Meisters Lehrjahren. Überschrift und Inhalt dieser Bekenntnisse sind bekanntlich durch die Erinnerung an Susanna Katharina von Klettenberg hervorgerufen, die fromme, den Herrnhutern zugeneigte Freundin von Goethes Mutter, die den jungen Dichter pflegte, als er im Jahre 1769 von Leipzig krank ins Elternhaus zurückgekehrt war. Die schöne Seele wird mit ihrem Liebhaber Narciß zu einer Gesellschaft geladen. Schon bei der Tafel haben sie manches auszustehn, denn einige Männer haben

stark getrunken. Nach Tische werden Pfänder gespielt. Narciß hat ein Pfand zu lösen, man gibt ihm auf, der ganzen Gesellschaft etwas ins Ohr zu sagen, das jedem angenehm ist. Bei der Frau eines Hauptmanns mochte er zu lange verweilt haben. Da gibt ihm dieser eine Ohrfeige, daß der schönen Seele, die gleich daneben sitzt, der Puder in die Augen fliegt. Als sie die Augen ausgewischt und sich vom Schrecken etwas erholt hat, sieht sie beide Männer mit bloßen Degen. Narciß blutet stark, und der andre kann kaum von den Männern gebändiget werden. Sie nimmt den Verwundeten am Arm und führt ihn eine Treppe hinauf in ein andres Zimmer. Auf seinem Kopfe gewahrt sie eine große Wunde, auf der rechten Hand eine andre Wunde. Denn der Hauptmann hatte sogleich, nachdem er ihn geschlagen, den Degen gezogen und Narciß von hinten verwundet. Endlich kommt eine Tochter des Hauses heraufgesprungen und will sich über den tollen Spektakel und über die verfluchte Komödie fast zu Tode lachen. Als der Verwundete verbunden und nach Hause getragen ist, eilt sie zu ihren Eltern, die über den ganzen Vorfall sehr verdrießlich sind. Wenig fehlte, so hätte ihr Vater, um den Freund zu rächen, den Hauptmann herausgefordert. Es wird nun in diesem Kreise davon gesprochen, ob man sich mit einer Abbitte begnügen könne, oder ob die Sache vor Gericht kommen müsse. Narciß liegt zwei Monate krank, dann kommt es doch zum Zweikampf, worin der Hauptmann stark verwundet wird.

Nach Wilhelm Meisters Lehrjahren (VII, 2) hat Lothario mit einer Dame, die sich lange von ihrem Manne getrennt hatte, ein kleines Abenteuer. Als sie sich später von ihm gemieden sieht, ist sie beleidigt und wünscht gerächt zu werden. Aber es findet sich kein Ritter, der diese Rolle übernehmen will, bis endlich ihr Mann die Sache erfährt, sich ihrer annimmt und Lothario herausfordert. Es kommt zum Zweikampf auf Pistolen, bei dem beide verwundet werden. In der neuen Melusine in Wilhelm Meisters Wanderjahren (III, 6), die der Dichter ein wahrhaftes Märchen und märchenhafte Geschichte nennt, sitzt der Erzähler mit seiner Liebsten bei einem Bankett. Da kommt unvermutet ein älterer Freund des Mädchens herein, setzt sich zu ihr und macht ohne große Umstände seine alten Rechte geltend. Daraus entsteht dann Hader und Streit, beide Männer ziehn vom Leder, und der spätere Liebhaber wird halb tot nach Hause getragen. In der eingestreuten Erzählung „Die gefährliche Wette“ in den Wanderjahren (III, 8) wird ein Schwank aus dem Studentenleben mitgeteilt, der tragisch endet. Eine Anzahl Studenten wandert in den Ferien in tollem Übermut über Berg und Tal. Auf ihrer Wanderung kommen sie in ein liebliches Bergdorf und beschließen, dort einige Zeit zu bleiben. Während sie nach Tisch in ihren Zimmern theils schlafen, theils Gelegenheit suchen, ihren Mutwillen auszulassen, kommt ein schöner Wagen mit vier Pferden auf den Hof. Die Bedienten springen vom Bock und helfen einem ältern Herrn von stattlichem, vornehmem Aussehen heraus. Seine große, wohlgebildete Nase fällt allgemein auf. Einen der tollen Gefellen packt ein böser Geist; er wettet mit seinen Genossen, daß er den alten Herrn an der Nase zupfen werde, ohne daß ihm etwas übles widerfahren solle. Die Wette wird angenommen, jeder soll ihm einen Louisdor zahlen, wenn er ge-

winnt. Sogleich läßt er sich bei dem Reisenden als Barbier melden, rasiert ihn mit der linken Hand am offenen Fenster, packt ihn bei der Nase und biegt sie merklich hin und her. Der Herr ist zufrieden und gibt dem vermeintlichen Barbier einen Gulden für seine Mühe, fügt aber hinzu, er solle sich für künftige Fälle merken, daß man Leute von Stande nicht an der Nase faßt. Die Wette ist gewonnen, aber das Nachspiel folgt. Der tolle Streich wird dem Herrn verraten, in rasender Wut erbricht er die Tür zu dem Zimmer, worin die Studenten über den bösen Scherz in ihrer Ausgelassenheit jubeln. Sie können noch entfliehn, aber der alte Herr zieht sich die Kränkung, die er nicht rächen kann, so zu Gemüte, daß er bald darauf stirbt. Sein Sohn sucht die Täter aufzuspüren und fordert nach Jahren einen der frühern Studenten heraus. Er selbst erhält eine entstellende Wunde, auch seinem Gegner verdirbt dieser Handel einige schöne Jahre des Lebens. Die Erzählung schließt mit den Worten, da jede Fabel eigentlich etwas lehren solle, so sei wohl überklar und deutlich, wohin diese Fabel ziele.

In Werthers Leiden fragt Werther in seinem Briefe vom 12. August, wer wohl den ersten Stein gegen den Ehemann aufheben werde, der im gerechten Zorn sein ungetreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer opfere, da die Geseze selbst, die kaltblütigen Pedanten sich rühren ließen und ihre Strafe zurückhielten.

In dem Briefe vom 8. Januar 1772 klagt Werther über die Menschen, deren Dichten und Trachten jahrelang dahin geht, wie sie sich um einen Stuhl weiter hinauf bei Tische einschieben wollen. Darüber habe es in der letzten Woche bei der Schlittensfahrt Händel gegeben, und der ganze Spaß sei verdorben.

Als Werther in einer vornehmen Gesellschaft gegen die Sitte der Zeit bleibt und sich als Bürgerlicher nicht rechtzeitig zurückzieht, flüstern sich die Damen am Ende des Saales in die Ohren, sprechen mit ihren Männern, und eine von ihnen wendet sich an den Gastgeber. Dieser kommt in verbindlicher Weise auf Werther zu und sagt, er kenne doch die wunderbaren Verhältnisse, die Gesellschaft sei unzufrieden, ihn hier zu sehen, und drückt ihm zum Abschiede die Hand. Werther entfernt sich sachte aus dem vornehmen Kreise, ohne eine Ahnung von den Sticheleien zu haben. Schon an demselben Abend hört er in der Gaststube, daß seine Neider triumphieren und einander zuraunen, man sähe nun, wo es mit den Übermütigen hinauswolle, die sich ihres bißchen Kopfes überhoben und glaubten, sich über alle Verhältnisse hinaussetzen zu dürfen. Am andern Tage trifft er eine junge Dame aus jenem geschlossenen Kreise, die ihm unter Tränen mitteilt, was über ihn gesprochen werde, und wie man sich über die Strafe für seinen Übermut und für seine Geringschätzung andrer freue. Da bäumt sich der tief Getränkte auf, aber er begnügt sich damit, am 16. März an seinen Freund zu schreiben, er wünsche, daß sich einer unterstünde, ihm dies vorzuwerfen, daß er ihm den Degen durch den Leib stoßen könnte, wenn er Blut sähe, würde es ihm besser werden.

In dem geselligen Scherze „Die guten Weiber,“ der zuerst im Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801 erschien, erzählt Armidoro, wie ein

Hündchen zu einem tragischen Abenteuer Anlaß gab. Ferrand und Cardano hatten von Jugend auf in einem freundschaftlichen Verhältnis gelebt, zuerst als Pagen an einem Hofe, dann als Offiziere bei demselben Regiment. Cardano hatte Glück bei den Weibern, Ferrand im Spiel. Cardano schenkte einer Dame, als er die Beziehungen mit ihr abbrach, einen kleinen schönen Löwenhund, verschaffte sich einen neuen und schenkte diesen einer andern Dame, als er auch sie zu meiden gedachte. Von der Zeit ab wurde es sein Vorsatz, einer jeden Dame zum Abschied ein solches Hündchen zu schenken. Ferrand wußte um diese Possen, ohne jemals besonders darauf zu achten. Er verheiratete sich später und lebte auf seinen Gütern, Cardano war ein Jahr lang teils bei ihm, teils in der Nachbarschaft zum Besuch. Eines Tages sieht Ferrand bei seiner Frau ein allerliebste Löwenhündchen und fragt sie, woher sie das schöne Tier habe. Als sie sagt, es sei von Cardano, erwacht blitzschnell in ihm die Erinnerung an frühere Ereignisse und an die äußern Zeichen des Wankelmuts bei seinem Freunde. In Wut wirft er das Tierchen zur Erde und verläßt die erschrockne Frau. Ein Zweikampf und mancherlei unangenehme Folgen, Entfremdung der Ehegatten und ein zerrüttetes Hauswesen bilden den Schluß dieser Geschichte.

In Keineke Fuchs (X, 464 ff.) klagt Hsegrim dem Könige seine Not und verlangt, daß Keineke mit ihm kämpfe. Bei dem folgenden Zweikampfe werden alle alten Formen und Gebräuche beobachtet, wie sie das Gottesgericht vorschrieb.

In der Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini, der im Jahre 1500 geboren wurde und im Jahre 1571 starb, sehen wir den Künstler nach der Sitte seiner Zeit oft wegen geringer oder eingebildeter Verletzung seines Besitzes oder seiner Ehre zum Degen und zu blutiger Rache greifen. Goethe sagt im Anhang (XII) zu seiner Übersetzung dieser Lebensbeschreibung, daß diese Weise zu empfinden und zu handeln furchtbar ausgebreitet war in einer Zeit, in der die rechtlichen Bande, kaum geknüpft, durch Umstände wieder loser geworden, und jeder tüchtige Mensch bei mancher Gelegenheit sich durch Selbsthilfe zu retten genötigt war. So habe Mann gegen Mann, Bürger und Fremder gegen Geseß und gegen dessen Pfleger und Diener gestanden. Und wie gewaltsam zeigte sich in solchen Fällen der italienische Charakter. Der Beleidigte verfalle, wenn er sich nicht augenblicklich räche, in eine Art Fieber, das ihn als eine physische Krankheit verfolge, bis er sich durch das Blut seines Gegners geheilt habe. Wenig fehle, daß Papst und Kardinäle dem, der sich auf diese Weise geholfen habe, zu seiner Genesung Glück wünschten. In solchen Zeiten eines allgemeinen Kampfes trete eine Natur wie Benvenuto Cellini zuversichtlich hervor, bereit, sich mit Degen und Dolch zu verteidigen und Andern zu schaden, denn jede Reise war Krieg, und jeder Reisende ein gewaffneter Abenteurer.

In seiner Sphigenie und im Tasso stellt Goethe den Zweikampf in anderm Lichte dar; hier reinigt er ihn von den Schlacken des wechselnden Zeitgeistes und irdischer Schwäche und lenkt unser Auge zu lichten Höhen, zu gereinigter Sitte hin. In der Sphigenie lehrt der Dichter von der antiken

Welt aus eigener Kraft zur deutschen Muttererde zurück. Mit Staunen sehen wir in griechischem Gewande deutsche Landschaft, deutsche Sitte und eine deutsch empfindende Frauenseele, die Roheit, Gewalt und List der Männer bändig und sie zu edlerer Sitte führt. Orestes will für seine und des Pylades Freiheit, aber auch für die Einführung des Gastrechts nach griechischer Sitte sein Leben wagen. Darum fordert er (V, 6) vom Könige Thoas, er möge aus der Zahl der Edeln den besten auswählen und ihm gegenüberstellen, soweit die Erde Heldenlöhne nähre, sei keinem Fremdling dieses Gesuch verweigert worden. Thoas erwidert stolz, die Zahl der edeln und tapfern Männer in seiner Begleitung sei groß, aber er selbst stehe noch dem Feinde und sei bereit, mit ihm das Los der Waffen zu wagen. Sphigenie sucht den Kampf zu verhüten. Die griechische Priesterin, die sich allein durch Wahrheit und Liebe leiten läßt, bannt Zorn und Mißverständnes Ehrgefühl der streitenden Männer, sie weckt die edlern Triebe der kampfbereiten Gegner und ruft ihnen aus der Tiefe ihres reinen Herzens die Worte zu, die heute und für alle Zeiten gelten:

Der rasche Kampf verewigt einen Mann;  
 Er falle gleich, so preiset ihn das Lied.  
 Allein die Tränen, die unendlichen  
 Der überbliebenen, der verlassnen Frau  
 Zählt keine Nachwelt, und der Dichter schweigt  
 Von tausend durchgewachten Tag- und Nächten,  
 Wo eine stille Seele den verlorenen,  
 Rasch abgeschiednen Freund vergebens sich  
 Zurückzurufen bangt und sich verzehrt.

Thoas ist bereit, den Zorn in seiner Brust zu bändigen, aber seine Vorurteile nicht. Die Fremden sind nach Lauris gekommen, um das heilige Bild der Göttin zu rauben, das fordert die Entscheidung der Waffen heraus. Erst dann, als Orest erkennt, daß die Schwester, die der Orakelspruch des Gottes meint, nicht Diana, sondern seine eigne Schwester Sphigenie ist, reicht Thoas die Hand zur Versöhnung.

Im Torquato Tasso wünscht die Prinzessin, daß Tasso mit Antonio Freundschaft schließe. Sie läßt bei diesem Wunsche die Verschiedenartigkeit ihrer Naturen unberücksichtigt und stellt damit eine Forderung auf, die Unmögliches verlangt und zum dramatischen Konflikt führen muß. Antonio erkennt bei seiner Rückkehr nach Ferrara, daß Tasso ihn in der Gunst des Fürsten und der beiden Frauen überholt hat. Der Neid treibt ihn, das stürmische Werben Tassos um seine Freundschaft zurückzuweisen. Er reizt ihn dadurch, daß er an alle Worte Tassos einen guten Rat oder eine Zurechtweisung knüpft, spricht von der Unmäßigkeit des Herzogs in seinen Belohnungen, von der Kühnheit des Jünglings, sich neben die großen Meister der Vorzeit zu stellen, und nennt ihn sogar unsittlich, d. h. er wirft ihm Mangel an Takt und richtigem Gefühle vor, weil sich Freundschaft nicht erzwingen lasse. Zuletzt erklärt Tasso, den Schimpf nicht länger ertragen zu können, und zieht unter Verletzung des Burgfriedens im Palast des Fürsten den Degen. Der Herzog findet die Streitenden in dieser Lage und erklärt zunächst zu Tasso gewandt:

Wenn dich Antonio beleidigt hat,  
So hat er dir auf irgendeine Weise  
Genug zu tun, wie du es fordern wirst.

Als Tasso mit einer gelinden Strafe verabschiedet ist, und Antonio voll Mißgunst über die milde Auffassung des Fürsten die Forderung stellt, daß das Schwert den Zwist entscheiden soll, sagt Alfons noch ganz im Sinne des ritterlichen Ehrbegriffs:

Wenn es die Meinung fordert, mag es sein!

Dann erst gibt Antonio die erste klare Auskunft über den Ursprung des Streites:

Als Menschen hab ich ihn vielleicht gekränkt,  
Als Edelmann hab ich ihn nicht beleidigt,  
Und seinen Lippen ist im größten Zorne  
Kein sittenloses Wort entflohn.

Nunmehr ist es dem Fürsten möglich, mit seinem gerechten Urteil und seinem weitschauenden Blick den Handel zu ordnen. Antonio muß auf sein Geheiß Tasso den Degen zurückbringen und den Beleidigten versöhnen. Diese Ehrensache zwischen Tasso und Antonio muß man scharf im Auge behalten, wenn man der Auffassung des Dichters über diesen Gegenstand gerecht werden will. Sie fesselt uns gerade deshalb, weil Goethe, als er den Tasso in Stalien umarbeitete, zur Höhe seiner poetischen Entwicklung aufgestiegen war, und weil er darin den Weg zeigt, der bei jedem Ehrenhandel einzuschlagen ist. In seinem Tasso ist es der weise Fürst, der Antonio nötigt, seine Kränkung zurückzunehmen, und dadurch den Zweikampf verhütet, zugleich aber auch deutlich zu erkennen gibt, daß es ritterlich ist, das Unrecht wieder gut machen und die Hand zum gütlichen Ausgleich zu bieten, und daß der Beleidigte die zur Versöhnung gebotne Hand annehmen muß, wie es die wahrhaft gute Sitte fordert. Wer die versöhnende Macht der innern Einker und der guten Sitte kennt, wird den tiefen Sinn in den Worten des Dichters verstehen, die er in ein Exemplar seiner Iphigenie schrieb:

Alle menschlichen Gebrechen  
Sühnet reine Menschlichkeit.

Köln am Rhein

K. Ohlert



## Negermärchen

Von Paul Arfert



er die Kultur einer höhern Zivilisation auf ein wildes Volk übertragen will, muß erst in die Denk- und Anschauungsweise des Naturvolkes eindringen. Nach diesem alten Erfahrungssatze sollten sich unsre Missionare, Lehrer, Beamten, Farmer und Kaufleute, ehe sie in die Kolonien gehn, bestreben, sich ein lebendiges, vom Zwange unsrer gewohnheitsmäßigen Anschauungen befreites Bild von dem psychischen Zustande der Stämme, die unsre Kolonien bewohnen, zu verschaffen. Vor kurzem